



„Du hast die Feilheit recht in Besetzung auf die große Weh-  
gabel, aber der einzelne kann immer eine Ausnahme machen.  
Und gerade du bist nicht aus dem Bereich, ohne einer  
Gesellschaftsarbeit so viel Wert beizulegen.“  
„Das verzeihst du nicht, Guntvor, sprechen wir also nicht  
mehr davon! In der Zeit unseres Zusammenlebens will ich  
Ruhe und Frieden haben.“  
„Meinst du denn, ich hätte sie, wenn ich sehe, wie du das  
Beste in dir verbrauchst?“  
„Na, na! Ich nicht auf Steigen, Kind!“  
„Aber du darfst mich nicht so zurückweisen. Ich kann es  
nicht ertragen, nur als Puppe behandelt zu werden! Ich  
hätte nie geglaubt, daß du einer Frau so etwas bieten  
würdest.“  
„Er verließ es, ihr Klar zu antworten; aber von diesem  
Tag an wurde sein Benehmen Guntvor gegenüber merkwürdig  
nichthellig. In Gegenwart anderer war er immer  
höflich gegen sie, aber sobald sie allein waren, zeigte er sich  
unanhörbar, oder er legte eine erzwungene Frömmlichkeit an  
den Tag.“  
„Se näher der Tag heranrückte, der für Guntvors Abreise  
bestimmt war, desto mühsamer und verwickelter fühlte sie  
sich. Obgleich sie gebeten, doch wenigstens eine Woche  
auf ihr Gut zu ihnen zu kommen, ehe sie zu ihrer Schwieger-  
mutter reife, und Guntvor hatte eingewilligt.  
„Das äußere Bild und die von allen Seiten auf sie ein-  
strebende Freundlichkeit wirkten auf ihren angegriffenen  
Gemütszustand, wie wenn sie einer Theatervorstellung bei  
hellem Tageslicht angehöret hätte, sie hatte wohl den Staub  
und die grob gemalten Kulissen, die Paravandbilder und die  
Kürtenmäntel, war das ganze Material gesehen, das den  
Faszinationen die Wirklichkeit vortäuschen sollte, aber die Be-  
leuchtung hatte gefehlt.“

Solche und ähnliche Gedanken plagten sie wie ein beständig  
stehendes Jähwunder, nicht einmal im Schlaf fand sie Ruhe,  
denn ihr schlaflose Träume verfolgten sie, und manchmal, wenn  
sie sich aus dem Schlaf aufhub, hörte sie sich noch rufen:  
„Ich hätte es nicht mehr sein!“ Und doch war es ihr, als habe  
sie sich noch nie so lieb gehabt wie jetzt, wo er ihr eigentlich  
gar nicht gehörte.  
Am Tag vor ihrer Abreise wollte sie noch eine Gesellschaft  
geben; aber sie hat ihn infindig, davon abzusehen. „Ich  
bin über allein mit dir,“ sagte sie.  
„Wahrscheinlich warst du in Vorland gewesen, und während  
dieser Zeit hatte Guntvor so heimlich nach ihm gehandelt, wie  
wenn sie sich nie mehr sehen würden. Einen Tag um den  
anderen hatte sie ihre Abreise verschoben, aus einem Monat  
waren zwei geworden, jetzt war es schon Anfang Oktober.  
Ihr selbst unbenutzt wartete und hoffte sie, sie werde zu  
größerer Klarheit kommen, und während sie ohne Ein-  
wendungen auf sein großen Plänen reden hörte, spürte sie  
nach einem Schimmer von dem, wonach sie sich sehnte.  
Sie lächelte innerlich vor Angst und Sorge, wie dies alles  
enden würde, aber sie war es müde geworden, zu fragen.  
Ganz still lagerte sie an seinem Arm dahin mit unnatürlich  
großen fixierten Augen, denn sie konnte fast die Tränen nicht  
mehr zurückhalten.“

„Aber was sagst du mir von dem indischen  
Gott Zingernaut erzählt hat,“ fragte Guntvor. „Hast  
du seine Angst, die Wunden vielleicht kostbare Scherben  
unter deinem Kelchbeweinigen liegen?“  
„Nein,“ verzeigte er lachend. „Und im übrigen wäre der recht  
dumm, der nachsehen würde, was unter den Räubern liegt,  
so lange die Fahrt selbst nicht aufgehalten wird.“  
Guntvor erwiderte nichts auf diesen Ausdruck, aber als  
sie am nächsten Tag im Zuge saß, klangen ihr diese Worte  
wie ungläubigermaßen widersinnig und unaufrichtig im Ohr,  
und während der Woche, die sie bei den Brüggen zubradete,  
wo sie sich fremder fühlte als je, ließen ihr Alfs Worte aus  
seinem Munde. Sie hörte sie beständig, und unter ihrem Ein-  
fluß kam sie zu einem festen Entschluß, denn sie fühlte jetzt  
mit zitternder Gewißheit, daß sie nun für zwei stark sein  
müsse. Als vielleicht, vielleicht, wenn er vor die endgültige  
Entscheidung gestellt wurde, dann wachte er aus seiner Ver-  
blendung auf. Und so beschloß sie, nach Stodholm zurück-  
zufahren. Als ihre Verwandten dies hörten, hielten sie sofort

einen kleinen Scherz bei der Hand, und sie sagten, sie könne  
natürlich die Trennung von dem Bräutigam nicht aus-  
halten. —  
„Nein, das ist sehr schwer,“ verzeigte Guntvor ernst und  
drückte dabei unwillkürlich die Hand auf ihr wulstiges  
Gesicht.  
(Fortsetzung folgt.)

### Der Dichter Hermann Lingg.

Zur 100. Weibtag für seinen Geburtstag am 22. Januar.  
Der schwäbische, in Bayern bodenständig gewordene Dichter,  
dessen Geburtstag sich am 22. Januar zum hundertsten Male  
jährt, gehört jenem Münchener Dichterkreis an, dessen Mitte  
gliedern die große Vergangenheit Deutschlands das Feuer war,  
an dem sich mit Vorliebe die Fäden ihrer literarischen Begierde  
entzündete. Diese Richtung, sich in die dunklen Zeiten ver-  
gangener Jahrhunderte zu flüchten, charakterisiert auch Linggs  
dichterisches Schaffen in erster Linie, ohne daß jedoch der epi-  
gonische Zug, den die Dichtungen der Münchener Genossen  
nirgends verleugnen können, in seiner Dichterschöpfungs-  
weise besonders stark hervortritt. Das Streben, durch das Aufsuchen  
eindrucksvoller Eindrücke aus der Vergangenheit das deutsche  
Geistesleben nach seinem nationalen Inhalt zu bereichern und  
diesem Inhalt zu plastischen Sinnbildern zu gestalten, bleibt  
bei Lingg niemals im leeren Formalismus ausschweifender  
Decorationsmalerei stehen, die dieser Richtung häufig  
leicht eigenmächtig ist. Vielmehr gelangt es Lingg in den  
meisten Fällen, den spröden Stoff in lyrische Stimmungen  
aufzulösen, zumal er in hohem Maß die Kunst beherrscht,  
diese rein und fein abgetönten Stimmungen in einen volls-  
tändigen Ton ausklingen zu lassen, der von Herzen kommt und  
zu Herzen geht. Diese glückliche Mischung von historisch  
patriotischen und Volkslieder gemahnenden Klangfarben,  
die beispielsweise in Linggs berühmtem Gedicht „Der schwarze  
Tod“ der so hervorragend künstlerischen Wertschätzung zu  
Empfehlung der Gegenwart zu historischer Anschauung  
zu erweitern, macht Lingg zum glänzenden Vertreter der rüh-  
mlichst bewährten literarischen Lyrik, die er selbst erst begründet  
und auch gleich zur vorbildlichen Höhe emporgehoben hat.  
Gerade vor 70 Jahren, 1850, erschien die erste Sammlung  
der „Gedichte“ Linggs mit einer Einführung von Emanuel  
Geibel, dem größten Oberhaupt der alten Münchener Schule,  
der damit dem deutschen Publikum einen Dichter vor-  
stellte, der im wahren Sinne des Wortes sein letzter Bruder  
in Apoll war. Die Veranlassung zu dieser Gedicht- und Empfindungs-  
welt selber ist nicht zu verkennen, nur ist der Ton der  
Lingg'schen Lyrik mehr auf das Herbe und härter die Lyrische  
gestimmt, ein Ton, der sich vor allem in den balladischen,  
der Gedichte entnommenen Dichtungen zu erkennen kommt.  
Lingg'sche Gedichte. Am reinsten und vollendetsten kommt aber  
die herkömmliche Lyrik, die Lingg's poetische Eigenart aus-  
macht, in seinen historischen Miniaturen und in den knapp-  
gehaltenen lyrischen Augenblicksbildern zur Geltung, die fast aus-  
nahmslos zugleich große Jagdbilder im Ausdruck und scharf um-  
rissene Anschaulichkeit der Darstellung offenbaren. In den  
großen epischen Formen verfährt sich dagegen die Herbe  
des Ausdrucks nur zu leicht zu abweisender Schroffheit, und  
die Sprödigkeit der Sprache erstarrt in dem Grade zu schwer-  
fälliger Unbeholfenheit, in dem ich das geschickliche Geistes-  
feld des Dichters erweitert. Lingg's Gedichte wohl die Begabung  
des Epikers, nicht aber die epische Gestaltungsart, die ihm  
beschieden hätte, die archaischen Einheiten des Baus über-  
sichtlich zu gliedern und das Ganze in strenger Führung zu  
sammeln zu lassen. Diese Unzulänglichkeit ließ ihn auch an der  
Aufgabe scheitern, das gemaltige Ereignis der Völkerverwun-  
dung in jenem, sich ins Kleinliche nehmenden gleichnamigen  
historischen Epos poetisch meißeln zu wollen, das dem Um-  
fange nach sein Hauptwerk darstellt. So gen man auch das  
hier oftendarte große Wollen anerkennt, so bleibt von dem  
Ganzen doch nur der Eindruck leerer, kalter Stangen und einer  
schlechte in unerlöster Breite dahinmähenden Versität, aus der  
sich hier und da eine poetische Episode als schönere Insel aus  
den Gewässern stofflicher Nüchternheit emporragt. Nehmlich  
wie um den Epiker sieht es um den Dramatiker Lingg. Auch  
seiner Dramen, die auf die dunkle Vorzeit zurückgehen, fehlt  
die innere Konzentration und die Gestalt einer formidabel

gestaltenden Hand. Es handelt sich durchaus um dramatische  
Grundfehler, über die ein paar gut herausgearbeitete Szenen  
nicht hinwegtäuschen vermögen.  
Lingg's Dichtungen liegen in acht verschiedenen Sammlungen  
vor, in denen sich neben ephemerem Gold auch viel taubes Geblet  
findet. Aus diesen verschiedenen Sammlungen hat Paul  
Hesse mit liebevoller Hand das Beste ausgewählt und  
in einem Bande vereinigt, der somit alles enthält, was von  
dem lyrischen Lebenswerk Lingg's lebendig bleibt und bewahren  
ist, die Zeiten zu überdauern. Hermann Lingg wurde am  
22. Januar 1820 zu Lindau am Bodensee geboren, studierte  
in München, Freiburg und Berlin Medizin und trat im Jahre  
1846 als Militärarzt in den bayerischen Heeresdienst. 1849  
durch eine schwere Rheumkrankheit gezwungen, seinen Abschied  
aus dem Militärdienst zu nehmen, lebte er in dätischer Ein-  
samkeit, bis sich im Jahre 1852 der kurz vorher nach München  
übergesiedelte Geibel, den ein gemeinsamer Bekannter auf  
Lingg's Dichtungen aufmerksam gemacht hatte, sich des Unbe-  
kannens annahm, seine Gedichte sammelte und ihm gleich-  
zeitig bei dem König von Bayern ein Jahresgehalt erwirkte,  
das Lingg der materiellen Not des Lebens entband und ihm ge-  
staltete, sich aus schließlich seinen geschäftlichen und poetischen  
Sachen zu widmen. In ihrer Zurückgezogenheit immer  
noch unermüdetlich schaffend, ist Lingg am 18. Juni 1905 in  
München gestorben.

### Unbewusste Arbeitsleistung im Schlaf.

Vor einer Anzahl von Jahren überraschte ein junger  
Italiener, namens Cosulich sein Band mit einer Reihe ausge-  
zeichneter Gedichte, die er nach seiner Angabe im Schlaf  
verfaßt hätte. Diese Behauptung rief starken Zweifel her-  
vor, und man ging sogar so weit, zu behaupten, der Dichter  
hätte nur mit einem Auge geschlafen haben, da es ja voll-  
kommen unmöglich sei, daß ein Mensch eine wichtige Arbeit  
im Schlaf verrichten könnte. Es ist noch eine ungelöste  
Frage, wie das Gelingen in solchen Fällen tatsächlich seiner  
Dienst tut, aber man hat genug Beispiele davon, daß manche  
Personen im Schlaf literarische Werte aufzu den gebracht  
haben, selbst wenn sie diese nicht niedergeschrieben haben.  
Der englische Dichter Keatsen verfiel oft, daß seine  
schönsten Gedichte ihm zugefallen seien, während er schlief,  
oder unglücklicherweise verschwand die Gedanken, die ihm  
im Schlaf gekommen waren, sobald er erwachte. Von all  
seinen gedruckten Gedichten waren es nur vier, an die er sich  
nach dem Erwachen noch so gut erinnern konnte, daß er  
sie am nächsten Tage aufschrieb. Eine ähnliche Geschichte,  
die noch ungläublicher klingt, erzählt man von einem be-  
kannten englischen Schriftsteller. Eines Vormittags erhielt  
dieser zu seiner großen Überraschung einen Schied als  
„Sonntag für einen Ausflug“, den er in einem Londoner  
Blatt geschrieben haben sollte. Da er sich aber nicht er-  
innern konnte, den betreffenden Auftrag verfaßt zu haben,  
schickte er den Schied sofort zurück. Man schickte ihm ihm  
inzwischen wieder, und als Erklärung folgten ein paar Zeilen  
des Redakteurs, in denen dieser betonte, daß der Verfasser,  
da er den Betrag richtig verdient habe, diesen auch nur ruhig  
annehmen solle. Als der Schriftsteller schließlich den Auf-  
trag genau durchlas, wurde es ihm klar, daß er ihn ent-  
gegen seinem ersten Eindruck doch geschrieben hatte. Er  
erinnerte sich nun, daß er in einer Nacht geträumt hatte,  
er solle einen Ausflug dieses Inhalts schreiben. Im Traum  
mußte er dann aufgestanden sein und in schlafendem Zu-  
stand den Auftrag geschrieben haben, was ihm über als das  
Unbegreifliche erschien, war, daß er die Arbeit nicht nur  
in einem Umfluge geleistet, sondern auch abgeschrieben hatte.  
Sobald er aber all das getan hatte, hatte er es vollständig  
vergessen, und erst, als er auf Anordnung von seinem  
Auftrag in der Zeitung las, konnte er sich erinnern, wie  
er zugeben bekommen war.

Ein Ereignis, das ebenso unglücklich klingt, rief eines  
Tages einem Arzt zu. Dieser hatte solange bei einem  
Schmerzkranken gewacht, daß er schließlich zu werden begann;  
er legte sich dann für eine Weile hin, trat aber vorher noch  
der Krankenpflegerin auf, sie solle ihn unbedingt wecken,  
falls im Befinden des Patienten eine Veränderung einträte.  
Als der Arzt nach Verlauf von einigen Stunden erwachte,  
bemerkte er sogleich mit großer Zufriedenheit, daß sich der  
Zustand des Kranken auffallend gebessert hatte, als er  
sich jedoch dann die Arznei ansah, die auf dem Tische stand,  
sah er zu seinem Erstaunen, daß es eine ganz andere war.

als er sie dem Kranken verschrieben hatte. Er befragte nun  
die Schwester und erfuhr zur Antwort, daß diese, als sich im  
Laufe der Nacht im Befinden des Patienten Besseres einer  
Veränderung gezeigt hätte, nach Lebensunterschied den Arzt  
geweckt hätte. Dieser habe darauf den Kranken sorgfältig  
untersucht, ihm eine andere Arznei gegeben und auch eine  
ganz neue Behandlung vorgezeichnet. Von all diesem  
aber hatte der Arzt nicht die mindeste Ahnung.

### Was ist aus der Bastille geworden?

Daß die Bastille am 14. Juli 1789 von den französischen  
Volk von Paris erklammert wurde, weiß ein Jeder. Dagegen  
ist man gemeinhin im Unklaren darüber, was aus den riesigen  
Trümmern der verfallenen Zwingburg, die an Umfang und  
Zahl der Gebäude eine gewaltige Festung darstellte, geworden  
ist. Sie wurde bekanntlich von der wütenden Menge dem  
Erdboden gleichgemacht, und derjenige, der am Morgen des  
15. Juli mit der Spitzhacke das Zerstückern begann, war  
der „Bürger Falloy“, den die Regierung in Anerkennung der  
Verdienste, die er sich bei dem Bastillenkampf erworben haben  
wollte, offiziell mit der Niederlegung des Bollwerks der  
Tyrannei betraut hatte. Die Aufgabe, die der Bürger Falloy  
mit Unterstützung mehrerer Architekten zu lösen übernommen  
hatte, war nicht eben leicht; das Gestein der Bastille schon aus  
der Taufe hervor, daß die Festung eine Fläche von etwa  
2600 Quadratmetern bedeckte und Türme von 96 Fuß Höhe  
sowie Mauern von 6,5 Fuß Dicke erhielt. Falloy hatte  
denn auch für das Unternehmen nicht weniger als 1200  
Personen zu seiner Verfügung. Was geschah aber mit dem  
Abbruchmaterial? Nun, Falloy war ein findiger Kopf.  
Er verwandelte das Material zur Verfertigung von Miniatur-  
modellen der Zwingburg, die er von seinen Reisenden — er  
hatte diesen zur größeren Ehre der Sache den Namen „König  
der Freiheit“ beigelegt — an Privatleuten und Behörden gegen  
Erhalt der Herstellungskosten in bar oder Naturalien überließ.  
Er ließ es sich ferner angelegen sein, die Steine der Bastille zur  
Errichtung von Denkmälern der im Dienste der Republik ge-  
fallenen Helden zur Verfügung zu stellen und von diesen wieder  
kleine Modelle herstellen zu lassen, die den Departements über-  
wiesen wurden. Im Jahre 1791 ließ sich der findige Falloy  
überdies genötigt, im Interesse der Räumung der Trüm-  
merstätte „seiner“ Bastille die verschiedensten selbstgemachten  
Gegenstände wie Zintenraster, Medaillen, Briefschloßer und alle-  
lei Bijoutieren, anfertigen zu lassen. Als Material für die-  
se nicht er die gute Gelegenheit, aus dem Material der Bastille  
Erster ein Juwelier mit der Leinwand S a r e t e; Der  
Korbenen zu errichten, dessen Nachkommen in verkleinertem  
Maßstabe in der Provinz diesen Abfall fanden. Kurz, Falloy  
überflutete das Land mit seiner aus dem Bastillenkampf  
gearbeiteten „Steinobjekten“, und da der Vorrat gleich-  
zeitig nicht zu Ende gehen wollte; war er schließlich glücklich,  
sein Material bei Straßenplanerinnen und Brückenbauern  
unterzubringen. Trotz seiner patriotischen Geschäftsbegier-  
de erzielte aber auch Falloy das Schicksal, unter der  
Aufsichtigung, die Abbruchrechnungen gefällig zu haben, ins  
Gefängnis gesteckt zu werden, und er erlangte dem sicheren  
Tode nur durch das Dazwischentreten einflussreicher Ökonomen.  
Aber um die Popularität des Mannes, dessen Anteil an der  
Errückung der Bastille allerdings fraglicher ist als sein  
Verdienst um die Niederlegung der Zwingburg, war es von  
Stunde an gekommen. Falloy starb, nachdem er hinter-  
lassen sechs Regierungen seiner Ergebenheit versichert hatte,  
ohne daß ihm seine politische Anhängerschaft Mitleiden  
Böhm eingebracht hätte, am 19. Januar 1835 im Alter von  
84 Jahren als Pensionär des König Ludwig Philipp.

### Bunte Zeitung.

Der Sieg der Blonden und ihre Zukunft.  
Aus einer kleinen amerikanischen Statistik über den Sie-  
gung der blonden Rasse in der Weltgeschichte sei hier der  
großen Bedeutung des Problems willen folgende entnom-  
men: Alle Präsidenten in der Geschichte der Vereinigten  
Staaten, von George Washington bis zu Abraham Lincoln,  
haben blonde Augen gehabt. Alle hervorragenden Persönlich-  
keiten im Weltkrieg, Hindenburg, Joffre, Dagg, Macdonell und  
andere haben ebenfalls blonde Augen. Dies sind nur wenige